



ZWEI VOM FACH

GIOVANNI DI LORENZO und
STEFFEN SEIBERT im Doppel-Interview



26.05.2008, **Hamburg**. ZDF-Fernsehjournalist Steffen Seibert besucht seinen ehemaligen Schulkollegen, den heutigen Zeit-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo. Über alte Zeiten wird viel gelacht, über Beruf, Berufung und Sendungsbewusstsein diskutiert. Giovanni di Lorenzo trinkt Tee und bietet Salmiakpastillen an.

INTERVIEW: Marion Püning & Jörg Staude

FOTOS: Christian Bartsch



Herr di Lorenzo, Herr Seibert, nehmen wir an, wir hätten uns heute nicht für dieses Gespräch getroffen, sondern Sie wären sich zufällig begegnet. Würüber hätten Sie sich unterhalten?

Steffen Seibert: Das ist in den vergangenen 30 Jahren extrem selten passiert – aber ich glaube, wir würden uns nicht über alte Zeiten unterhalten.

Giovanni di Lorenzo: Doch, ich schon. (beide lachen) Unsere Schule war für mich ein Phänomen. Ich bin von einer altehrwürdigen humanistischen Anstalt gegangen worden und kam dann auf eine Art Summerhill unter den niedersächsischen Gymnasien, antiautoritär durch und durch. Jeder auf meiner alten Schule, dem Ratsgymnasium, hatte mir gesagt, dass dort nur Versager hingehen, die es woanders nicht

ZUR PERSON

Steffen Seibert (geboren am 07.06.1960 in München) verbrachte seine Schulzeit in Hannover. Er studierte in Hamburg und London Geschichte und

Literaturwissenschaft. Das Volontariat absolvierte er 1988 beim ZDF; dem Sender ist er bis heute als Moderator und Redakteur treu geblieben. Für seine Moderation der Sondersendungen zum Anschlag auf das World Trade Center am 11. September 2001 erhielt Seibert die Goldene Kamera. Im Jahr 2005 bekam er gemeinsam mit Johannes B. Kerner einen Bambi für die Moderation der Tsunami-Spendengala „Wir wollen helfen“. Nach verschiedenen Stationen beim ZDF ist er seit 2003 Moderator der „heute“-Sendung und seit 2007 auch Moderator des „heute journal“. Er lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Wiesbaden.

schaffen. Doch für mich war es eine tolle Zeit, und heute kenne ich eigentlich niemanden von der alten Schule, der in seinem Beruf etwas Herausragendes erreicht hätte, obgleich es eine Eliteschule war.

Giovanni di Lorenzo kam also in der elften Klasse als Neuling auf die Tellkampfschule in Hannover. Was war er damals für ein Typ, Herr Seibert?

Seibert: Er war jedenfalls erkennbar anders. Er stürzte sich nicht mit Verve in irgendwelche Cliques. Das brauchte er nicht. Giovanni wirkte auf mich damals wie jemand, der schon sehr er selbst war. Ganz das Gegenteil von mir, ich war unsicher und suchte permanent nach einer Richtung und nach Anschluss.

di Lorenzo: Interessant, wie man von anderen wahrgenommen wird. Während Steffen heute in meiner Wahrnehmung einer der angenehmsten und liebenswürdigsten Kollegen ist, die man sich überhaupt nur vorstellen kann, habe ich ihn zu Schulzeiten gehasst. Muss ich wirklich sagen. Für mich war er die Verkörperung von Gustav Gans. Egal was er machte, es gelang ihm.

Seibert: Oh, Gott, das ist ja ...
di Lorenzo: Deshalb ist jetzt interessant für mich, von ihm zu hören, dass er selber unsicher war. Er hat für mich komplett das Gegenteil ausgestrahlt. Alles gelang ihm spielend leicht, während ich mir alles mühsam erarbeiten musste. Das hing auch mit der Erfahrung zusammen, dass ich erst mit elf nach Deutschland gekommen war. Mich hatte es von Rom nach Hannover verschlagen. Es gab viele neue Dinge, auch die Sprache, die ich mir erst erobern musste. Und es gab noch einen Punkt, der uns voneinander getrennt hat: der Kampf um Magdalena! (lacht)

Seibert: Ja, das stimmt.

Wie ist die Geschichte ausgegangen?

di Lorenzo: Sie mochte uns beide ganz gerne. Und wir mochten sie auch beide ganz gerne.

Finden Sie, Herr di Lorenzo, dass sein Beruf zu Steffen Seibert passt?

di Lorenzo: Ja, sehr.

Seibert: Das hätte ich aber damals nie geahnt.

di Lorenzo: Ich auch nicht, bis wir ein Berufspraktikum absolvieren mussten. Ich hatte mich nicht um einen Praktikumsplatz gekümmert, und da sagte mein Mathelehrer, ein wahnsinnig netter und auch skurriler Mensch, der irgendwann später auf eine griechische Insel ausgewandert ist: „Ich weiß eine Stelle, die etwas für dich sein könnte.“

Es war ein Praktikumsplatz bei der Hannoverischen Neue Presse, Boulevard – also eine wirklich fremde Welt für mich. Aber schon am zweiten Tag durfte ich etwas schreiben, bin dann abends mit meinen schrottreifen Fiat 127 nach Hause gefahren und wusste: Ich möchte nie wieder etwas anderes machen als Journalismus.

Seibert: Wow, ehrlich?

di Lorenzo: Ja, es war eine Berufung. Vorher wollte ich etwas ganz anderes werden, Manager oder Psychoanalytiker.

Wie war das bei Ihnen, Herr Seibert?

Seibert: Mein Vater war Verleger, und wie viele Söhne von solchen mittelständischen Aufbauzeit-Eltern war da auch bei mir immer die Annahme: Eines Tages übernimmst du den Laden. Mit 19 oder 20 kam ich davon aber völlig ab. Im Wesentlichen aus Angst davor, dass das, was mein Vater sehr erfolgreich aufgebaut hatte, binnen kürzester Zeit von mir in den Sand gesetzt würde. Damals war ich fest überzeugt, dass ich das kaufmännisch nicht könnte. Dann habe ich einfach mal drauf los studiert,

Literatur und Geschichte, und während meiner Studienzeit in London brauchte ich einen Nebenjob. Also fragte ich bei der ARD und beim ZDF nach, ob die eine Kabelhilfe oder jemanden gebrauchen konnten, der Deutsch sprach. Durch diesen Zufall kam ich mit 24 Jahren auf den Trichter, was für mich der richtige Beruf sein könnte. Eigentlich wahnsinnig spät.

Gibt es aus heutiger Sicht noch andere Berufe, die zu Ihnen gepasst hätten?

Seibert: Mittlerweile wüsste ich ein paar, die auch herrlich gewesen wären. Opernintendant zum Beispiel – ich bin ziemlich opernverrückt und kenne den Chef der Frankfurter Oper. Wenn der in sein Büro geht, kommt er an lauter Türen vorbei, hinter denen gesungen und musiziert wird. Das ist doch der Himmel.

di Lorenzo: Wenn schon großwahnsinnig, dann wäre ich lieber Sänger als Intendant an der Frankfurter Oper.

Seibert: Ich würde dich besetzen. (beide lachen)

di Lorenzo: Ein bisschen bedauert man doch immer das, was man nicht getan hat.

Zum Beispiel?

di Lorenzo: Dass ich nicht so ein paar Jahre hatte wie Steffen, in denen man sich erst einmal orientiert. Ich habe schon immer wahnsinnig viel gearbeitet. Heute fehlen mir die Jahre, in denen man ein paar Monate durch Australien fährt und die Nächte durchsumpft. Das Blöde ist, dass man diese Phase nicht nachholen kann.

Ist Fleiß tatsächlich die wichtigste Voraussetzung, um in der Medienbranche nach oben zu kommen?

di Lorenzo: Ganz bestimmt gehört Fleiß dazu. Und diese Mentalität: Wenn ich aus der Türe fliege, komme ich durchs Fenster wieder herein, weil man sich nicht so

schnell entmutigen lassen darf. Grundvoraussetzung ist natürlich auch, dass man für die Sache brennt. Deshalb bin ich immer ein bisschen verwundert, wenn Journalistenschüler sagen, dass sie am liebsten Korrespondent der FAZ oder der Süddeutschen wären und dann, weil die Chancen so gering sind, klaglos in den PR-Bereich wechseln.

Vielleicht sind sie nur realistisch?

di Lorenzo: Ich glaube, es lohnt sich, seinen Träumen eine Weile nachzulaufen. Nicht ewig, sonst ist man irgendwann Don Quijote, aber man muss es doch wenigstens mal versuchen. Meine erste Schreibmaschine musste ich mir mit unserem gemeinsamen Mitschüler Heiko teilen. Seine Mutter hatte eine alte elektrische Triumph, ein unglaublich schweres Ding. Die holte ich mir aus dem fünften Stock, ohne Aufzug, schrieb meine Artikel und brachte sie ihr wieder zurück, bis ich sie ihr eines Tages abgekauft habe.

Was sollte ein angehender Journalist darüber hinaus mitbringen?

Seibert: Man muss die Sprache lieben und, wie ein alter Schuhmacher an seinen Leisten, immer Freude daran haben, an ihr zu feilen. Wobei Gegenbeispiele heute relativ weit verbreitet sind.

di Lorenzo: Man muss auf jeden Fall narzisstisch so gestört sein, dass man glaubt, etwas sagen zu können, was auch andere unbedingt mitbekommen müssen. Seibert: (lacht) Im Fernsehen nennt man das Sendungsbewusstsein.

di Lorenzo: Ich war immer politisch sehr interessiert und glaubte, mit meinem Beruf etwas verändern zu können.

Sehen Sie das heute immer noch so?

di Lorenzo: Das ist natürlich eine philosophische Frage: Was ist Veränderung? Aber

ich denke, dass wir tatsächlich in der glücklichen Lage sind, Themen zu beeinflussen. Seibert: In dieser Gesellschaft kann man nichts wirklich bewegen, wenn man nicht ein sehr großes Publikum erreicht. Wir bei den Nachrichten arbeiten gewissermaßen an der Informations-Grundversorgung, aber Giovanni hat mit der Zeit natürlich auch die Chance, Woche für Woche Themen zu setzen, sie manchmal überhaupt erst zu solchen zu machen.

di Lorenzo: Das Sendungsbewusstsein nimmt in dem Maße ab, indem man sich Professionalität antrainiert. Aber ich glaube, wenn es ganz verschwindet, dann ist es Zeit, etwas anderes zu machen. Natürlich zerschellt auch viel Empörung an der Realität. Viele Eindrücke relativieren sich, weil man die Hintergründe erfahren hat. Im besten Falle

Giovanni di Lorenzo, geboren am 09.03.1959 in Stockholm, verbrachte seine Kindheit in Rimini und Rom. In Hannover startete er seine Karriere als Journalist mit einem Praktikum. Er studierte Kommunikationswissenschaft, Neue Geschichte und Politik in München und schrieb über elf Jahre für die Süddeutsche Zeitung, bis man ihn 1999 zum Chefredakteur des Tagesspiegels berief. 2004 wechselte er zum Chefredakteursposten der Wochenzeitung Die Zeit; zudem ist er Mitherausgeber des Tagesspiegels. Seit 1989 moderiert der Journalist für Radio Bremen die Talkshow „3 nach 9“. Im Februar sind Giovanni di Lorenzo und BR-Moderatorin Sabrina Staubitzen Eltern einer Tochter geworden. Die Familie lebt in Hamburg.

ZUR PERSON

„Es klingt immer so banal, wenn Leute, die in ihrem Beruf relativ erfolgreich sind, Zeit als ihren größten Wunsch bezeichnen. Das ist nichts Neues, aber trotzdem wahr.“

wird man dadurch mit seinen Geschichten vorsichtiger, was ja eine journalistische Qualität ist, man fällt nicht mehr so schnell auf Freund-Feind-Bilder herein. Im schlimmsten Fall kann es aber eben auch dazu führen, dass man ein entsetzlicher zynischer Sack wird.

Wie wehrt man sich dagegen?

Seibert: Indem man sich immer wieder klarmacht, dass es keine Selbstverständlichkeit ist, dass man in dieser Position arbeitet, kein Gott gegebenes Recht, sondern ein wirklich großes Privileg. Den geistigen Zustand, dass mich bestimmte Dinge aufregen und anstoßen, will ich mir unbedingt bewahren.

Wann hat Sie denn in jüngster Vergangenheit etwas wirklich aufgeregt?

Seibert: Ach, da könnte ich jede Woche drei Dinge nennen. Diese Verbrecher, die in Birma herrschen und ihr Volk in der Katastrophe hängen lassen, zum Beispiel. Oder dieser irrwitzige so genannte Ehrenmord an der jungen Afghanin in Hamburg – wirklich, es nimmt kein Ende. Ich gerate relativ schnell in Rage und ärgere mich dann über meine begrenzten Möglichkeiten.

di Lorenzo: Für Journalisten ist es gelegentlich verstörend, dass die Themen, die sie für die wichtigsten halten, oft niemanden interessieren. Man kann aber nicht einfach an den Bedürfnissen der Zuschauer und Leser vorbei ein Blatt oder eine Sendung machen. Die Mischung bedarf einer ganz vorsichtigen Abwägung.

Seibert: Wobei Die Zeit doch zeigt, wie es gelingen kann, sich zwar nicht im Geiste, aber doch in der Erscheinungsform neu zu erfinden. Das macht mich fast neidisch, wie ihr das geschafft habt. Wir mit „heute“ haben da noch viel Arbeit. Das neue Studio wird uns Ende des Jahres weit voranbringen. Eure Leserschaft ist so strukturiert, dass sie mit euch einen neuen Weg geht. Ein Teil unserer Zuschauer wäre sicher auch bereit für Veränderung, aber ein ebenso großer beharrt auf dem Bestehenden.



„Schon am zweiten Tag meines Praktikums durfte ich etwas schreiben und wusste: Ich möchte nie wieder etwas anderes machen als Journalismus. Es war eine Berufung.“

di Lorenzo: Aber ihr habt weniger Sorgen als die Kollegen der ARD!

Seibert: Finde ich ja auch. Die „Tagesschau“ sagt: Wir machen es zwar wie 1954, aber es läuft doch. Und wenn man nur auf die Zahlen schaut, haben die Kollegen gar nicht so Unrecht. Journalistisch finde ich unsere Form weit interessanter.

Wie oft fallen denn in Redaktionsbesprechungen Sätze wie: „Das interessiert den Leser nicht“ oder „Das will der Zuschauer nicht sehen!“?

Seibert: Gar nicht. Trotzdem wissen wir, dass ein garantierter Abschalter bei uns der Nahe Osten ist. Jeder weiß, dass der Frieden im Nahen Osten möglicherweise ein Schlüssel zum Weltfrieden wäre. Es gibt also kaum ein politisches Thema, das höher einzuschätzen ist. Trotzdem wollen es viele nicht sehen. Natürlich berichten wir weiter darüber, wir würden ja sonst jegliche Berechtigung als Nachrichtensendung verlieren. Die Kollegen der privaten Sender können sich da eher drum herum lavieren. Wie sind denn die Nah-Ost-Titel bei euch gelaufen, Giovanni?

di Lorenzo: (überlegt) Zwei sind gut gelaufen, ein anderer leider weniger.

Wie schützen Sie sich davor, nicht zu viele Themen zu bringen, die zwar alle Fachkollegen interessieren, jedoch nicht das breite Publikum?

Seibert: Also, ich bin privat nicht viel mit Journalisten zusammen.

di Lorenzo: Echt, das schaffst du?

Seibert: Das geht im Rhein-Main-Gebiet ganz einfach. Wenn ich in Berlin leben würde, hätte ich wahrscheinlich mehr journalistische Freunde, man hinge viel mehr zusammen, ginge ständig auf Veranstaltungen. Hier rede ich abends mit meiner Frau. Gott sei Dank.

Wie ist das bei Ihnen, Herr di Lorenzo?

di Lorenzo: Mein Gegenprogramm ist das bisschen Fernsehen, das ich noch mache. Auf diese Weise kommt man sehr schnell mit Menschen in Kontakt, die einen erkennen und einfach drauflosreden. Das



„In dieser Gesellschaft kann man nichts wirklich bewegen, wenn man nicht ein sehr großes Publikum erreicht.“

„Wer führen will, muss anderen ins Gesicht sagen können, was er von deren Arbeit hält.“

empfinde ich als extrem hilfreich. Es ist tödlich, nur mit Kollegen zu reden. **Sie haben mal Ihr Leben mit dem eines Hochleistungssportlers verglichen. Kann man die Position eines Chefredakteurs mit der eines Fußballtrainers vergleichen?**

di Lorenzo: Der Vergleich ist deswegen etwas zu eng, weil der Fußballtrainer – so schwer er es hat – nur das Spiel organisiert, während der Chefredakteur heute auch noch den wirtschaftlichen Erfolg einer Zeitung mit im Blick haben muss. Früher wäre das undenkbar gewesen.

Aber der wirtschaftliche Erfolg einer Fußballmannschaft hängt doch genau so von den erzielten sportlichen Ergebnissen ab.

di Lorenzo: Ja, wenn man sich die Fluktuation auf diesem Posten anschaut, ist das nicht zu leugnen.

Seibert: Eine Zeit lang war ich mal Redaktionsleiter einer kleinen Truppe. Um bei der Metapher zu bleiben: Ich war kein guter Fußballtrainer, weil ich nur loben, aber niemandem überzeugend sagen konnte, dass er saumäßig gespielt hat. Letztlich habe ich mich auch nicht

genügend dafür interessiert, andere Leute anzuleiten. Ich spiele gerne alleine. di Lorenzo: Ich glaube, dass viele, die führen wollen, definitiv nicht führen können. Wer führen will, muss anderen ins Gesicht sagen können, was er von deren Arbeit hält. Entscheidend ist die Fähigkeit, dabei sachlich zu bleiben und die Person unbeschädigt zu lassen. Chefs, die versuchen, den Anderen fertig zu machen, sind furchtbar! Wir kennen alle solche Sadisten, die das brauchen. Aber führen heißt eben auch, Dinge zu sagen, die man eigentlich lieber nicht sagen möchte.

Man darf also nicht zu nett sein?

di Lorenzo: Mit Nettigkeit erreichen Sie in der Regel nichts. Zu einer guten Führungskultur gehört allerdings ein zivilisierter Ton. Auf den lege ich Wert, er hat den angenehmen Nebeneffekt, dass man eine gewisse Distanz bewahrt. Wenn man schreit und brüllt, also alles andere als nett ist, schafft man damit trotzdem große Nähe.

Kann man das lernen?

di Lorenzo: Man kann es lernen, aber wenn es einem gar nicht liegt, dann quält man sich damit sehr.

Seibert: Wenn man das Negative nicht

aussprechen kann, nützt auch die Fähigkeit zu loben nichts, weil sie dann wertlos ist. Wichtig ist es auch zu lernen, Nein zu sagen. In meinem Beruf zerrt ständig jemand an einem, will einen für diesen Zweck oder jenes Projekt vereinnahmen. Man bekommt permanent Einladungen für irgendwelche Veranstaltungen oder wird gebeten, irgendein Anliegen zu unterstützen. Wenn man nicht irgendwann Nein sagt, wird man eine dieser allgegenwärtigen Mediengestalten, die einem selbst suspekt sind. di Lorenzo: Alles zugleich geht eben nicht. Dort drüben hängt zum Beispiel ein Entwurf für eine Werbekampagne, die bestimmt gut dotiert gewesen wäre. Andere können das völlig bedenkenlos machen.

Seibert: Ach, du meinst „Der König der Biere“! Herrlich!

di Lorenzo: Man sollte beim Nein bleiben, denn unser größtes Kapital ist die Glaubwürdigkeit. Ich glaube, sich weitgehend zu entziehen, schadet nicht.

Zählen dazu auch längere Auszeiten?

Seibert: Das ist eine sehr theoretische Erörterung. di Lorenzo: Etwas mehr als drei Wochen Urlaub am Stück würde man vielleicht noch

hinkommen, alles darüber hinaus ist undenkbar. Drei Monate mal nichts zu machen, wäre aber ein Riesenwunsch.

Sie grinsen, Herr Seibert?

Seibert: Ja, ich kann das schon verstehen. Es klingt immer so banal, wenn Leute, die in ihrem Beruf relativ erfolgreich sind, Zeit als ihren größten Wunsch bezeichnen. Das ist nichts Neues, aber trotzdem wahr. di Lorenzo: Früher sind Chefredakteure ja auch einfach mal für ein paar Wochen nach Indien oder Moskau gefahren. Meine längste Dienstreise bei der Zeit dauerte 24 Stunden. Das ist einfach zu kurz. Man weiß um diesen Konflikt, kriegt es aber trotzdem nicht anders hin. Im schlimmsten Fall führt es dazu, dass man die Leute, mit denen man zusammen ist, regelrecht aussaugt, weil man in kurzer Zeit möglichst viel erfahren will.

Seibert: Meine Freunde beschwerten sich regelmäßig, dass ich sie immer so interviewe. Aber in Wirklichkeit ist es genau das, was Giovanni beschreibt.

Das scheint der Preis Ihres Berufs zu sein: permanente Verfügbarkeit.

di Lorenzo: Wenn man sich so einer Situation stellt, hat man auch ein Motiv

dafür, das geschieht ja nicht unfreiwillig. Ich möchte nicht weiter ins Detail gehen, weil es mir einfach zu persönlich ist, aber: Bei allen, die das gemacht haben, was man langläufig eine Karriere nennt, habe ich beobachtet, dass es aus einem Defizit oder einer großen Erfahrung der Ohnmacht heraus geschehen ist. Es stellt sich nicht jeder, der es von seinen Fähigkeiten her könnte, einem solchen Leben. Gewisse Dinge geht man aus einem Bedürfnis nach Kompensation ein. Männer scheinen davon übrigens besonders betroffen zu sein.

Woran merken Sie das?

di Lorenzo: Ich habe schon öfter Frauen erlebt, die den Eintritt in die Hierarchie mit dem Argument abgelehnt haben: „Das tue ich mir nicht an.“

Gibt es irgendwelche Regeln, die Sie sich für Ihr Berufsleben auferlegt haben?

di Lorenzo: Zu Beginn meiner Chefredakteurszeit traf ich Mathias Döpfner und den damaligen Satr-Chef Fred Kogel in Berlin. Ich bemerkte, dass sie sich den ganzen Abend an einem halben Glas Rotwein festhielten und relativ früh ins Bett gingen. Kogel machte dazu noch sehr viel Sport. Zuvor hatte ich an solche Maßnahmen

keinen Gedanken verschwendet, aber ich habe die Kollegen schnell verstanden. Seibert: Es gab eine Zeit, da habe ich für ein Fernsehformat gearbeitet, das ich mir selbst nicht unbedingt anschauen würde. Ich versuchte mir das damals schön zu reden und es so gut wie möglich zu machen. Als Sendung hat es funktioniert, aber für mich nicht. Und seitdem mache ich tatsächlich nur noch das, was ich selber gerne sehen würde. Das funktioniert nicht in jedem Detail, aber im Großen und Ganzen schon. Ich bin alles andere als finanziell unabhängig, trotzdem möchte ich großspurig behaupten, dass ich ginge, wenn sich die Dinge in eine unangenehme Richtung entwickelten. di Lorenzo: Und du würdest etwas anderes finden.

Wie gelangt man zu dieser Sicherheit?

di Lorenzo: Die erobert man sich, auch wenn Selbstzweifel immer bleiben werden. Seibert: Natürlich gewinnt man im Laufe der Jahre Zutrauen zu sich. Bestimmte Situationen hat man schon ein paar Mal überstanden, also wird man sie auch weiterhin überstehen.

...